

### *Buch*

Stephanie Plum ist pleite. Nachdem sie ihren Job in der Dessousabteilung des schlechtesten Kaufhauses von New Jersey verloren hat, sieht sie nur noch einen Ausweg aus dem finanziellen Fiasko: Für ein Entgelt von 10 000 Dollar erklärt sie sich bereit, den kautionsflüchtigen Joe Morelli ausfindig zu machen und dem Gericht zu überantworten. Der Haken daran ist: Morelli steht unter Mordverdacht. Und: Er ist ein alter Bekannter aus Kindheitstagen, von dem Stephanie eigentlich für immer die Finger lassen wollte ...

### *Autorin*

Janet Evanovich, die unangefochtene Meisterin turbulenter Komödien, stammt aus South River, New Jersey, und lebt heute in New Hampshire. Mit ihren Stephanie-Plum-Romanen ist sie Stammgast auf den Bestsellerlisten. Bereits zweimal erhielt sie den Krimipreis des Verbands der unabhängigen Buchhändler in den USA und wurde außerdem von der Crime Writers Association mit dem »Last Laugh Award« und dem »Silver Dagger« ausgezeichnet. Weitere Informationen unter [www.janetevanovich.de](http://www.janetevanovich.de) und [www.evanovich.com](http://www.evanovich.com).

Janet  
Evanovich

---

Einmal  
ist keinmal

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Regina Rawlinson

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel  
»One for the Money«  
bei Scribner's, New York

14. Auflage  
Taschenbuchausgabe 12/1997  
Copyright © der Originalausgabe 1994 by Janet Evanovich  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Natascha Römer  
NG · Herstellung: Str.  
eISBN: 978-3-641-16819-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Peter,  
meinen Mann,  
in Liebe*



Es gibt Männer, die können einer Frau das Leben vom ersten Moment an versauen. Genauso ging es mir mit Joseph Morelli – nicht immer, aber immer wieder.

Morelli und ich stammen beide aus Trenton, wir sind in demselben Arbeiterviertel geboren und aufgewachsen. Die Reihenhäuschen waren schmal, die Gärten klein, die Autos amerikanisch. Die Menschen waren zum größten Teil italienischer Abstammung, aber es gab genügend ungarische und deutsche Einsprengsel, um Inzucht zu vermeiden. Es war ein guter Stadtteil, wenn man eine Calzone essen oder illegale Wetten abschließen wollte. Und wenn man sowieso in Trenton leben mußte, war es nicht die schlechteste Gegend, Kinder großzuziehen.

Als kleines Mädchen habe ich kaum mit Joseph Morelli gespielt. Er wohnte zwei Straßen weiter und war zwei Jahre älter als ich. »Bleib weg von den Morelli-Brüdern«, warnte mich meine Mutter. »Die Burschen sind gefährlich, vor allem, wenn sie dich allein erwischen. Sie sollen alle möglichen Sachen mit kleinen Mädchen anstellen.«

»Was denn für Sachen?« fragte ich gespannt.

»Das brauchst du nicht zu wissen«, antwortete meine Mutter. »Schlimme Sachen. Nichts Gutes.«

Von da an beäugte ich Joseph Morelli mit einer Mischung aus Angst und lüsterner Neugier, die an Ehrfurcht grenzte. Zwei Wochen später, ich war gerade sechs Jahre alt, folgte ich Morelli mit weichen Knien und einem flauen Gefühl im Magen in

die Garage seines Vaters, weil er mir versprochen hatte, mir ein neues Spiel beizubringen.

Die Garage, ein baufälliger Schuppen, stand allein und verlassen am Rand des Morellischen Grundstücks. Durch das einzige dreckverschmierte Fenster drang nur spärlich Licht herein. Die Luft war abgestanden, und es roch muffig nach ausrangierten Autoreifen und Kannen mit verbrauchtem Motoröl. Da es der Garage nie vergönnt war, irgendwelche Wagen der Familie Morelli zu beherbergen, diente sie anderen Zwecken. Vater Morelli benutzt sie, um seine Söhne mit dem Gürtel zu verdreschen, seine Söhne benutzten sie, um Hand an sich zu legen, und Joseph Morelli benutzte sie, um mit mir, Stephanie Plum, Eisenbahn zu spielen.

»Wie heißt das Spiel?« fragte ich Joseph Morelli.

»Puff-Puff«, sagte er. Da war er schon längst auf allen vieren zwischen meinen Beinen und hatte den Kopf unter mein kurzes rosa Röckchen gesteckt. »Du bist der Tunnel, und ich bin die Lokomotive.«

Kann sein, daß sich an dieser Geschichte einiges über meine Persönlichkeit ablesen läßt. Zum Beispiel, daß ich mir nicht gern einen Rat geben lasse, oder daß ich viel zu neugierig bin. Kann auch sein, daß sie etwas über kindliche Aufsässigkeit, Langeweile und die Macht des Schicksals aussagt. Wie dem auch sei, es war jedenfalls eine sehr einseitige Angelegenheit und verdammt enttäuschend, weil ich nur der Tunnel sein durfte, obwohl ich eigentlich die Lokomotive spielen wollte.

Zehn Jahre später wohnte Joseph Morelli immer noch zwei Straßen weiter. Er war ein großer, starker, wilder Kerl geworden, und er hatte Augen wie schwarze Kohlen, die leidenschaftlich und zärtlich zugleich funkelten. Er hatte eine Adlertätowierung auf der Brust, einen knackigen Po, schmale Hüften, einen aufreizenden Gang und war allseits berühmt für seine flinken Hände und geschickten Finger.

Meine beste Freundin Mary Lou Molnar erzählte mir, sie hätte gehört, daß Morelli eine Zunge wie eine Eidechse hätte.

»Heiliger Bimbam«, sagte ich, »was soll denn das bedeuten?«

»Das wirst du schnell merken, wenn du mit ihm allein bist. Wenn er dich allein erwischt, ist es aus. Dann bist du geliefert.«

Seit unserem Eisenbahnspiel hatte ich nicht viel mit Morelli zu tun gehabt, aber ich nahm an, daß er seine Verführungskünste inzwischen vervollkommen hatte. Mit großen Augen rutschte ich näher an Mary Lou heran. Ich war auf das Schlimmste gefaßt. »Du redest doch nicht etwa von Vergewaltigung?«

»Ich rede von Lust! Wenn er dich haben will, bist du verloren. Der Typ ist unwiderstehlich.«

Abgesehen davon, daß ich als Sechsjährige von Sie-wissen-schon-von-wem befangen worden war, war ich noch unberührt. Ich sparte mich für die Ehe auf, oder wenigstens fürs College.

»Ich bin noch Jungfrau«, sagte ich, als ob das etwas Neues wäre. »Der macht sich doch bestimmt nicht an Jungfrauen ran.«

»Jungfrauen sind seine Spezialität! Er braucht eine Jungfrau bloß anzufassen, und schon verwandelt sie sich in einen winzelnden Schmachtlappen.«

Zwei Wochen später kam Joe Morelli in die Bäckerei Tasty Pastry, wo ich nach der Schule jobbte. Er kaufte ein Chocolate Chip Cannoli, erzählte mir, er sei jetzt bei der Navy, und raspelte derart viel Süßholz, daß ich vier Minuten nach Ladenschluß mit ihm auf dem Fußboden des Tasty Pastry, hinter der Vitrine mit den Liebesknochen, zugange war.

Als ich ihn das nächste Mal sah, war ich drei Jahre älter. Ich fuhr gerade mit dem Buick meines Vaters ins Einkaufszentrum, als ich Morelli vor der Metzgerei Giovichinni stehen sah. Ich ließ den Achtzylindermotor aufheulen, rollte über den Bordstein auf den Bürgersteig und rammte Morelli von hinten, so daß er über den vorderen rechten Kotflügel flog. Ich hielt an



und stieg aus, um den Schaden zu begutachten. »Was gebrochen?«

Er lag platt auf dem Bürgersteig und linste unter meinen Rock. »Mein Bein.«

»Gut«, sagte ich. Dann drehte ich mich um, stieg wieder in den Buick und fuhr ins Einkaufszentrum.

Ich kann mir diesen Vorfall nur mit vorübergehender Unzurechnungsfähigkeit erklären, und zu meiner Verteidigung möchte ich außerdem anführen, daß ich seither keinen einzigen Menschen mehr an- oder umgefahren habe.

Im Winter pfeift ein kalter Wind durch die Hamilton Avenue. Heulend fegt er an den Panzerglasscheiben vorbei und türmt den Abfall an den Bordsteinen und in den Ladeneingängen auf. Im Sommer liegt die Luft reglos und zäh über der Straße, bleischwer von Feuchtigkeit, gesättigt mit Kohlenwasserstoffen. Die Hitze flimmert über dem Zement und weicht den Asphalt auf. Zikaden zirpen, Müllcontainer stinken, und über dem gesamten Bundesstaat hängt eine staubige Dunstglocke. All das war für mich Teil des großen Abenteuers »Leben in New Jersey«.

An einem solch brütend heißen Tag im August beschloß ich, das Ozon, das ich schon auf der Zunge schmecken konnte, zu ignorieren, das Verdeck meines Mazda Miata herunterzulassen und mit dem Wagen zu fahren. Die Klimaanlage lief auf vollen Touren, ich sang laut mit Paul Simon um die Wette, die schulterlangen braunen Haare wehten in wilden Locken und Kringeln um mein Gesicht, meine stets wachsamen Augen waren hinter einer coolen Oakleys-Sonnenbrille verborgen, und mein Fuß ruhte schwer auf dem Gaspedal.

Es war Sonntag, und im Haus meiner Eltern wartete ein Braten auf mich. Als ich vor einer roten Ampel in den Rückspiegel blickte, entdeckte ich zwei Wagen hinter mir Lenny

Gruber in einer beigefarbenen Limousine. Ich schlug mit dem Kopf aufs Lenkrad und fluchte: »Verdammt.« Gruber und ich waren zusammen auf die High-School gegangen. Schon damals war er ein Wurm gewesen, und das war er immer noch. Aber leider kämpfte dieser Wurm inzwischen für eine gerechte Sache. Ich war mit den Ratenzahlungen für den Miata im Rückstand, und Gruber arbeitete als Schuldeneintreiber.

Vor sechs Monaten, als ich den Wagen kaufte, sah alles prima aus. Ich hatte eine schöne Wohnung und eine Dauerkarte für die Rangers. Aber dann war ich auf einmal – *peng!* – meinen Job los. Keine Kohle mehr, meine Kreditwürdigkeit beim Teufel.

Nachdem ich noch einen Blick in den Rückspiegel geworfen hatte, biß ich die Zähne zusammen und zog die Handbremse an. Lenny war wie Rauch. Wenn man versuchte, ihn zu fassen, löste er sich auf, deshalb durfte ich mir diese wahrscheinlich einzige Gelegenheit, mit ihm zu verhandeln, nicht entgehen lassen. Ich stieg aus, entschuldigte mich bei dem Fahrer, der zwischen uns feststeckte, und ging auf die Limousine zu.

»Stephanie Plum«, sagte Gruber mit geheuchelter Überraschung. »Was für eine Freude.«

Ich legte beide Hände auf das Wagendach und sah durch das offene Fenster zu ihm hinein. »Lenny, ich bin unterwegs zu meinen Eltern, sie warten mit dem Essen auf mich. Du wirst mir doch nicht den Wagen wegnehmen, während ich meine Eltern besuche? Das würdest du nicht machen, oder? Das wäre wirklich zu schäbig.«

»Ich bin ein ziemlich schäbiger Typ, Steph. Darum habe ich ja auch diesen schönen Job. Ich bin fast zu allem fähig.«

Die Ampel wurde grün, und der Fahrer hinter Lenny hupte.

»Vielleicht können wir einen Deal machen«, sagte ich.

»Was springt dabei für mich raus? Daß du dich splinternackt ausziehst?«

Am liebsten hätte ich ihm die Nase umgedreht, bis er wie ein

Schwein quiekte. Das Problem war nur, daß ich ihn dazu hätte anfassen müssen. Aber mir schien etwas Zurückhaltung angebrachter. »Laß mich den Wagen heute abend noch behalten. Und morgen früh liefere ich ihn als erstes bei dir ab.«

»Kommt nicht in Frage«, sagte Gruber. »Dir kann man nicht trauen. Ich bin jetzt schon seit fünf Tagen hinter der Karre her.«

»Dann kommt es doch auf einen Tag mehr oder weniger auch nicht mehr an.«

»Dafür würde ich aber eine kleine Gegenleistung erwarten, wenn du verstehst, was ich meine.«

Mich überkam ein Brechreiz. »Das kannst du dir abschminken. Nimm den Wagen. Nimm ihn gleich mit. Ich gehe zu Fuß zu meinen Eltern.«

Grubers Blick hatte sich auf meiner Brust festgehakt. Ich habe BH-Größe 80B. Ansehnlich, aber keinesfalls überwältigend bei meinen einssiebzig. Ich trug eine schwarze Radlerhose und ein schlabbrigiges Eishockeyhemd. Kein besonders verführerisches Outfit, aber Gruber glotzte trotzdem.

Er grinste so breit, daß man sehen konnte, wo ihm ein Backenzahn fehlte. »Vielleicht könnte ich doch noch bis morgen warten. Schließlich waren wir zusammen auf der High-School.«

»Hm, tja.« Mehr fiel mir dazu beim besten Willen nicht ein.

Fünf Minuten später bog ich von der Hamilton in die Roosevelt ein. Es waren noch zwei Block bis zum Haus meiner Eltern, aber ich spürte bereits, wie die familiären Pflichten nach mir riefen und mich in das Herz des heimatlichen Viertels zogen. In diesem Viertel wohnten fast nur Großfamilien. In diesem Viertel gab es Sicherheit, Liebe, Stabilität und tröstliche Rituale. Die Uhr am Armaturenbrett sagte mir, daß ich sieben Minuten zu spät dran war, und daran, daß ich beinahe einen Schrei-krampf bekommen hätte, merkte ich, daß ich zu Hause war.

Ich hielt und sah mir das schmale Doppelhaus an, die Veranda mit den Jalousien und die Aluminiumvordächer. Die Plumsche Hälfte war gelb gestrichen, wie seit vierzig Jahren schon, und das Dach war mit braunen Schindeln gedeckt. Schneeballsträucher rahmten die Betontreppe ein, und entlang der Veranda blühten in gleichmäßigen Abständen rote Geranien. Das Haus machte nicht viel her. Vorne das Wohnzimmer, in der Mitte das Eßzimmer, hinten die Küche, im ersten Stock drei Schlafzimmer und das Bad. Es war ein ordentliches, bescheidenes kleines Haus, vollgesogen mit Küchengerüchen und vollgestopft mit Möbeln.

Mrs. Markowitz von nebenan, die von Sozialhilfe lebte und sich nur Farben aus dem Sonderangebot leisten konnte, hatte ihre Haushälfte giftgrün gestrichen.

Meine Mutter stand an der offenen Fliegendrahttür. »Stephanie«, rief sie. »Was sitzt du noch da im Wagen? Du bist sowieso schon zu spät dran. Du weißt doch, wie sehr dein Vater es haßt, wenn nicht pünktlich gegessen wird. Die Kartoffeln werden kalt. Der Braten trocknet aus.«

In meinem alten Viertel wird dem Essen große Bedeutung zugemessen. Der Mond dreht sich um die Erde, die Erde dreht sich um die Sonne, und in meinem alten Viertel dreht sich alles um den Sonntagsbraten. Solange ich zurückdenken kann, wird das Leben meiner Eltern von fünf Pfund schweren Rollbraten bestimmt, die Punkt sechs Uhr abends perfekt zubereitet auf dem Tisch zu stehen haben.

Grandma Mazur stand zwei Schritte hinter meiner Mutter. »So was muß ich mir auch besorgen«, sagte sie mit einem neidischen Blick auf meine Shorts. »Ich habe immer noch ziemlich schöne Beine.« Sie lüpfte ihren Rock und besah sich ihre Knie. »Was meinst du? Ob mir diese Radlerhosen wohl stehen würden?«

Grandma Mazur hatte die schönsten Knubbelknie. In ihrer

Jugend war sie eine Schönheit gewesen, aber mit den Jahren waren ihre Knochen spindelig und ihre Haut schlaff geworden. Wenn sie trotzdem Radlerhosen tragen wollte, meinen Segen hatte sie. Das war einer der vielen Vorteile, die das Leben in New Jersey mit sich brachte: Sogar alte Damen konnten so ausgeflippt herumlaufen, wie sie wollten.

Aus der Küche, wo mein Vater gerade den Braten aufschneidet, drang ein entsetztes Knurren. »Radlershorts«, murmelte er und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Igitt!«

Als Grandpa Mazur vor zwei Jahren durch seine verfetteten Arterien in die ewigen Bratengründe befördert wurde, war Grandma Mazur bei meinen Eltern ein- und nie wieder ausgezogen. Mein Vater fand sich mit einer Mischung aus altmodischem Stoizismus und taktlosem Geknurre wohl oder übel mit dieser Tatsache ab.

Früher hat er mir oft von dem Hund erzählt, der ihm als Junge gehört hatte. Wenn man ihm seine Geschichte glauben kann, war es der häßlichste, älteste, einfältigste Hund aller Zeiten. Er hinterließ überall Urinpfüten, hatte das ganze Maul voller fauler Zähne, arthritische, völlig verkalkte Hüftgelenke und eine dicke Geschwulst unter der Haut. Eines Tages ging Grandpa Plum mit dem Hund hinter die Garage und erschoss ihn. Ich vermute, daß mein Vater sich für Grandma Mazur gelegentlich ein ähnliches Ende ausmalt.

»Du solltest wirklich Kleider tragen«, sagte meine Mutter zu mir, während sie die grünen Bohnen und das Perlzwiebelpüree auf den Tisch stellte. »Jetzt bist du dreißig Jahre alt und läufst immer noch wie ein Teenager durch die Gegend. Wie willst du dir so einen netten Mann angeln?«

»Ich will keinen Mann. Der eine, den ich hatte, reicht mir fürs erste.«

»Aber nur, weil er so ein Schafskopf war«, sagte Grandma Mazur.

Damit hatte sie vollkommen recht. Mein Exmann war ein Schafskopf gewesen. Und als ich ihn in flagranti mit Joyce Barnhardt auf dem Eßzimmertisch erwischte, hatte er völlig belämmert ausgesehen.

»Ich habe gehört, daß Loretta Buzicks Junge sich von seiner Frau getrennt hat«, sagte meine Mutter. »Erinnerst du dich noch an ihn? Ronald Buzick?«

Ich wußte genau, worauf sie hinauswollte. Ohne mich. »Ich verabrede mich nicht mit Ronald Buzick«, sagte ich. »Das kannst du gleich wieder vergessen.«

»Was hast du denn gegen den Jungen?«

Ronald Buzick war Metzger. Er war kahl und fett. Mag sein, daß es snobistisch von mir war, aber ich fand es schwierig, mir eine Liebesbeziehung mit einem Mann vorzustellen, der den ganzen Tag Wurstbrät in Därme stopfte.

Meine Mutter ließ nicht locker. »Na gut, wie wäre es dann mit Bernie Kuntz? Ich habe Bernie Kuntz in der Reinigung getroffen, und er hat sich extra nach dir erkundigt. Ich glaube, er interessiert sich für dich. Er könnte doch mal zum Kaffee kommen.«

Bei meinem Glück hatte meine Mutter ihn womöglich längst eingeladen. Wahrscheinlich fuhr er gerade ein letztes Mal um den Block und warf noch schnell ein paar Tic-tacs ein. »Ich will nicht über Bernie reden«, sagte ich. »Ich muß euch etwas sagen. Ich habe schlechte Neuigkeiten . . .«

Vor diesem Augenblick hatte mir gegraut, und ich hatte ihn so lange wie möglich hinausgezögert.

Meine Mutter schlug sich die Hände vor den Mund. »Du hast einen Knoten in der Brust!«

In unserer Familie hat noch nie jemand einen Knoten in der Brust gehabt, aber meine Mutter ist immer auf das Schlimmste gefaßt. »Es geht nicht um meine Brust, der fehlt nichts. Es geht um meine Arbeit.«

»Was ist denn mit deiner Arbeit?«

»Ich habe keine mehr. Ich bin entlassen worden.«

»Entlassen!« japste sie. »Wie ist denn das möglich? So eine gute Stellung. Du hast deine Arbeit geliebt.«

Ich hatte als Dessouseinkäuferin bei E. E. Martin gearbeitet, in Newark, das man nicht gerade als das blühendste Fleckchen Erde im sogenannten Gartenstaat New Jersey bezeichnen kann. In Wahrheit hatte meine Mutter meinen Job geliebt, weil sie ihn sich irgendwie romantisch vorstellte, obwohl ich die meiste Zeit bloß um den Preis von Nylonschlüpfern feilschen mußte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte meine Mutter. »Dessouseinkäufer werden immer gebraucht.«

»Dessouseinkäufer werden überhaupt nicht gebraucht.« Vor allem dann nicht, wenn sie von E. E. Martin kamen. Wer bei E. E. Martin eine bezahlte Stelle gehabt hatte, war ungefähr genauso beliebt wie ein Aussätziger. Weil sich die Firma im letzten Winter etwas knauserig mit den Schmiergeldzahlungen angestellt hatte, waren ihre Verbindungen zur Unterwelt ans Licht gekommen. Der Geschäftsführer wurde wegen illegaler Geschäftspraktiken verhaftet, E. E. Martin wurde an Baldicott Inc. verkauft, und ich wurde, ohne daß ich mir etwas hatte zuschulden kommen lassen, von den neuen Besen, die angeblich so gut kehren, vor die Tür gefegt. »Ich bin seit sechs Monaten arbeitslos.«

»Seit sechs Monaten! Und ich wußte nichts davon! Deine eigene Mutter wußte nicht, daß du auf der Straße sitzt.«

»Ich sitze nicht auf der Straße. Ich schlage mich mit Teilzeitjobs durch. Im Büro und so.« Währenddessen ging es unaufhaltsam mit mir bergab. Ich war bei jeder Stellenvermittlung im Großraum Trenton gemeldet und las eifrig die Anzeigen in der Zeitung. Obwohl ich nicht besonders wählerisch war und höchstens eine Stelle als Telefonsexbiene oder Hundepflegerin abgelehnt hätte, sah meine Zukunft alles andere als rosig aus. Für

eine Berufsanfängerin war ich überqualifiziert, für eine verantwortlichere Stellung fehlte mir die Erfahrung.

Mein Vater legte sich noch eine Scheibe Braten auf den Teller. Er hatte dreißig Jahre bei der Post gearbeitet und war dann in Frührente gegangen. Nun fuhr er stundenweise Taxi.

»Gestern habe ich deinen Vetter Vinnie getroffen«, sagte er. »Er sucht eine Aushilfe fürs Büro. Ruf ihn doch mal an.«

Genau der Schritt auf der Karriereleiter, der mir vorschwebt hatte: für Vinnie Bürokräm erledigen. Von all meinen Verwandten konnte ich Vinnie am allerwenigsten leiden. Er war ein Wurm, ein Perverser, ein Scheißkerl. »Was zahlt er denn?« fragte ich.

Mein Vater zuckte mit den Schultern. »Den Mindestlohn, nehme ich an.«

Wunderbar. Die ideale Stelle für jemanden, der sowieso vom Schicksal schwer geschlagen war. Mieser Boß, mieser Job, miese Bezahlung. Ich würde mich nach Herzenslust in meinem Unglück suhlen können.

»Und was das beste ist«, sagte meine Mutter, »es wäre nicht weit von hier. Du konntest jeden Mittag zum Essen kommen.«

Ich nickte stumm. Lieber hätte ich mir eine Nadel ins Auge gestochen.

Die Sonne fiel schrägt durch den Spalt zwischen den Schlafzimmervorhängen herein, die Klimaanlage im Wohnzimmer kündigte mit ominösem Brummen einen neuen Hitzetag an, die Digitalanzeige meines Radioweckers blinkte elektrisch blau und ließ mich wissen, daß es neun Uhr war. Der Tag hatte ohne mich angefangen.

Ich wälzte mich ächzend aus dem Bett und schlurfte ins Bad. Danach schlurfte ich in die Küche, stellte mich vor den Kühlschrank und betete, daß mir die gute Kühlschrankfee über Nacht einen Besuch abgestattet hatte. Ich machte die Tür auf,



starrte auf die leeren Fächer und mußte leider feststellen, daß sich aus den Flecken hinter der Butterklappe und den verschrumpelten Resten in der Gemüsetruhe kein neues Essen geklont hatte. Ein halbes Glas Mayo, eine Flasche Bier, ein Kopf Eisbergsalat, eingehüllt in Plastikfolie und braunen Schleim, und eine Dose Hamsterkörner standen zwischen mir und dem Hungertod. Ich fragte mich, ob neun Uhr noch zu früh für ein Bier war. In Moskau war es schließlich vier Uhr nachmittags. Der Grund mußte reichen.

Nachdem ich ein paar Schluck getrunken hatte, trat ich grimmig entschlossen ans Wohnzimmerfenster. Ich zog den Vorhang auf und starrte auf den Parkplatz hinunter. Mein Miata war verschwunden. Lenny hatte früh zugeschlagen. Eine Überraschung war es nicht, trotzdem hatte ich einen Kloß im Hals. Jetzt war es offiziell: Ich war eine Asoziale.

Diese Tatsache wäre an sich schon deprimierend genug gewesen, aber ich hatte gestern abend auch noch nachgegeben und meiner Mutter beim Nachtschiff versprochen, Vinnie aufzusuchen.

Ich schleppte mich unter die Dusche. Erst eine halbe Stunde später, nachdem ich mich richtig schön ausgeweint hatte, kam ich wieder heraus. Ich zog mir ein Kostüm an und war bereit, meine töchterliche Pflicht zu erfüllen.

Mein Hamster Rex, dessen Käfig in der Küche auf der Arbeitsplatte stand, schlief noch in seiner Suppendose. Ich schüttete Futter in seinen Napf und gab ein paar schmatzende Kußgeräusche von mir. Rex machte die schwarzen Augen auf und blinzelte. Er zuckte mit den Schnurrhaaren, schnupperte mißtrauisch an den Körnern und weigerte sich, sie zu fressen. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Ich hatte sie gestern selbst zum Frühstück probiert und war nicht sonderlich beeindruckt gewesen.

Ich verließ das Haus und ging die St. James hinunter, drei

Straßen weiter bis zum nächsten Gebrauchtwagenhändler. Ein Nova stand vor dem Laden, der für fünfhundert Dollar zu haben war. Er war dermaßen verrostet, zerschrammt und verbeult, daß er kaum als Auto, geschweige denn als Chevy zu erkennen war, aber der Händler war bereit, meinen Fernseher und den Videorecorder dafür in Zahlung zu nehmen. Als ich noch meine Küchenmaschine und die Mikrowelle drauflegte, bezahlte er auch die Zulassungsgebühren und die Steuern für mich.

Ich fuhr sofort zu Vinnie. An der Ecke Hamilton und Olden hielt ich an, zog den Zündschlüssel heraus und wartete, bis der Nova seine letzten Zuckungen von sich gegeben hatte. Ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel, daß mich bloß niemand entdeckte, der mich kannte, stemmte die Tür auf und stieg aus. Bis zum Eingang des Kautionsbüros waren es nur ein paar Schritte. Auf dem blau-weißen Schild über der Tür konnte man lesen: »Vincent Plum, Bail Bonding Company.« In kleineren Buchstaben stand darunter, daß man einen landesweiten Vier- undzwanzigstundenservice anbot. Günstig gelegen zwischen einer chemischen Reinigung und einem italienischen Feinkostgeschäft, wurde Vincent Plums Kautionsbüro hauptsächlich für Stammkunden tätig, die sich kleinerer Vergehen schuldig gemacht hatten. Meistens ging es um Familienstreitigkeiten, Erregung öffentlichen Ärgernisses, mutwillige Sachbeschädigung, Auto- und Ladendiebstahl. Das Büro war klein und nicht zu fein. Es bestand aus zwei Räumen mit billigen Walnußpaneelen an den Wänden und war mit einem strapazierfähigen, rostbraunen Teppichboden ausgelegt. Eine Kiefernholzcouch mit braunen Kunstlederpolstern stand an der einen Wand des Vorzimmers, ein schwarz-brauner Metallschreibtisch mit Telefonanlage und Computer weiter hinten in der Ecke.

Hinter dem Schreibtisch saß, über einen Aktenstapel gebeugt, Vinnies Sekretärin. »Ja?«

»Mein Name ist Stephanie Plum. Ich hätte gern meinen Vetter gesprochen.«

»Stephanie Plum!« Sie hob den Kopf. »Ich bin Connie Rossoli. Du warst mit meiner kleinen Schwester Tina in derselben Klasse. Ach Gottchen, ich hoffe bloß, du brauchst keine Kauti-  
on.«

Jetzt erkannte ich sie ebenfalls wieder. Sie war eine ältere Ausgabe von Tina, fülliger in der Taille, gröber vom Gesichtsschnitt her. Sie hatte schwarze Locken, einen makellosen süd-  
ländischen Teint und dunklen Flaum auf der Oberlippe.

»Das einzige, was ich brauche, ist Geld«, sagte ich. »Wie ich höre, sucht Vinnie eine Aushilfe fürs Büro.«

»Wir haben gerade jemanden eingestellt. Unter uns gesagt, da hast du nicht viel verpaßt. Es war ein beschissener Job. Akten ordnen. Man kriegt nur den Mindestlohn, liegt ständig vor den Aktenschränken auf den Knien und sagt das Alphabet auf. Ich finde, wenn man sowieso die ganze Zeit auf den Knien liegen muß, kann man auch eine Arbeit finden, die besser bezahlt wird. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ich hab' das letzte Mal vor zwei Jahren auf den Knien gelegen. Mir war eine Kontaktlinse runtergefallen.«

»Weißt du was? Wenn du wirklich Geld brauchst, fang doch als Kopfgeldjäger bei Vinnie an. Dabei fällt ganz schön was ab.«

»Wieviel?«

»Zehn Prozent der Kautionssumme.« Connie nahm einen Aktenordner aus der obersten Schreibtischschublade. »Dieser Fall ist gestern reingekommen. Die Kauti-  
on wurde auf hunderttausend Dollar festgesetzt, und der Kerl ist nicht zu einem Gerichtstermin erschienen. Wenn du ihn findest und dingfest machen kannst, bekommst du zehntausend Dollar.«

Ich mußte mich mit der Hand am Schreibtisch abstützen. »Zehntausend Dollar dafür, daß man jemanden findet? Die Sache hat doch bestimmt einen Haken, oder?«

»Wenn die Kerle nicht gefunden werden wollen, schießen sie manchmal. Aber das kommt fast nie vor.« Connie blätterte in der Akte. »Der Typ, der gestern reinkam, stammt hier aus der Gegend. Morty Beyers war hinter ihm her, so daß die Vorarbeiten schon erledigt sind. Du könntest Fotos haben und was du sonst noch brauchst.«

»Was ist mit Morty Beyers passiert?«

»Blinddarmdurchbruch. Gestern abend um halb zwölf. Er hängt jetzt im St. Francis am Tropf.«

Ich wünschte Morty Beyers nichts Böses, aber der Gedanke, in seine Fußstapfen zu treten, hatte etwas für sich. Das Geld reizte mich, und die Berufsbezeichnung klang irgendwie aufregend. Andererseits auch nicht ganz ungefährlich, und wenn es um meine heilen Glieder geht, bin ich ein ausgemachter Feigling.

»Es dürfte nicht schwierig sein, den Typen zu fangen«, sagte Connie. »Du könntest mal mit seiner Mutter reden. Und wenn es dir zu brenzlich wird, kannst du immer noch aussteigen. Was hast du schon zu verlieren?«

Nur mein Leben. »Ich weiß nicht. Daß dabei geschossen wird, finde ich ungemütlich.«

»Wahrscheinlich ist es auch nicht viel anders, als durch eine Mautstelle zu fahren«, sagte Connie. »Alles eine Sache der Gewöhnung. Ich sehe das so. In New Jersey zu leben, ist sowieso eine Herausforderung, bei dem ganzen Giftmüll, der hier rumliegt, bei den vielen Schwertransportern auf den Straßen und den schießwütigen Spinnern. Da kommt es auf einen Bewaffneten mehr oder weniger auch nicht mehr an.«

Das erinnerte mich sehr an meine eigene Philosophie. Und die zehntausend Dollar waren verdammt verlockend. Damit könnte ich meine Schulden bezahlen und mein Leben wieder in den Griff kriegen. »Okay«, sagte ich. »Ich mache es.«

»Zuerst muß ich mit dem Boß reden.« Connie drehte ihren

Stuhl herum. »He, Vinnie!« rief sie in das hintere Büro.  
»Kundschaft!«

Vinnie war fünfundvierzig Jahre alt, einsechzig groß ohne Einlagen, und er hatte den schlanken, weichen Körper eines Frettchens. Er trug gern spitze Schuhe, hatte ein Vorliebe für spitzbrüstige Frauen und dunkelhäutige junge Männer, und er fuhr einen Cadillac Seville.

»Steph will als Kopffäger anheuern«, sagte Connie zu Vinnie.

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Das ist viel zu gefährlich«, sagte Vinnie. »Meine Leute sind fast alle ehemalige Sicherheitskräfte. Außerdem muß man sich mit den Gesetzen auskennen.«

»Das kann ich lernen«, sagte ich.

»Wenn du es gelernt hast, kannst du wiederkommen.«

»Ich brauche den Job sofort.«

»Das ist nicht mein Problem.«

Es wurde allmählich Zeit, ihm die Zähne zu zeigen. »Es könnte aber sehr schnell dein Problem werden, Vinnie. Ich müßte mich nur mal ausführlich mit Lucille unterhalten.«

Lucille war Vinnies Frau und das einzige weibliche Wesen im ganzen Viertel, das von Vinnies ausgefallenen Sexgelüsten keine Ahnung hatte. Es war nicht an mir, Lucille die Augen zu öffnen. Es sei denn, sie hätte mich gefragt . . . Dann sähe die Sache schon ganz anders aus.

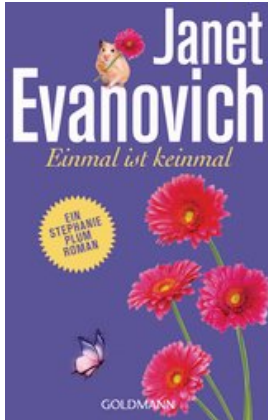
»Du willst mich erpressen? Mich, deinen eigenen Vetter?«

»Mir steht das Wasser bis zum Hals.«

Er wandte sich an Connie. »Gib ihr ein paar zivilrechtliche Fälle. Bei denen sie den ganzen Tag am Telefon hängt.«

»Ich will den da«, sagte ich und zeigte auf die Akte, die auf Connies Schreibtisch lag. »Ich will den Zehntausender.«

»Vergiß es. Dabei geht es um Mord. Ich hätte die Kaution nie stellen dürfen, aber er kommt aus unserem Viertel, und



Janet Evanovich

**Einmal ist keinmal**

Ein Stephanie-Plum-Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-16819-3

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2015

Stephanie Plum ist pleite. Nachdem sie ihren Job in der Dessousabteilung des schlechtesten Kaufhauses von New Jersey verloren hat, sieht sie nur noch einen Ausweg: Für 10.000 Dollar erklärt sie sich bereit, den kautionsflüchtigen Joe Morelli dingfest zu machen und vor Gericht zu bringen. Der Haken daran ist nur: Morelli steht unter Mordverdacht. Und: Er ist ein alter Bekannter aus Kindheitstagen, von dem Stephanie eigentlich für immer die Finger lassen wollte

...